In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 74. Posen, den 20. September 1927. Nr. 74.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

17. Fortsetzung.

„Ja — da könnten Sie recht haben. Ich werde diesen Beruf jedenfalls wechseln."

„Sie sollten irgendwo auf das Land hinausgehen," sagte sie leise und eindringlich. „Ich meine, daß der Westen das rechte für Sie wäre —."

„Wünschen Sie denn so sehr, daß ich Neuyork verlasse, Fräulein Osam?"

„Es ist nicht meinetwegen," erwiderte sie kaum hörbar und errötete noch tiefer.

Arne starrte in die Sonne, die draußen breite goldene Streifen über den Asphalt zog.

„Warum muß ich Melisse lieben?" dachte er und hatte fast eine Anwandlung von Haß gegen Melisse. „Ist es ein Zauber, der mich wehrlos macht? Der alte unheilvolle Zauber der roten Blume?"

Sein Gesicht verzerrte sich, — Bessie blickte mit erschreckten Augen zu ihm auf.

Als Arne am Nachmittage durch den Crotona-Park ging, sah er zum ersten Male wieder den alten Mann, der damals am Tage seines Einzuges bei Mr. Radway seinem Fenster gerade gegenüber gesessen hatte.

Es gab ihm einen Stich durchs Herz, und er blieb stehen, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Der Alte kauerte auf einer Bank, die mitten in der prallen Sonne stand, und wärmte sich. Der Zweig einer Akazie, ganz mit winzigen, fast grünen Fiederblättchen besetzt, wiegte sich zu seinen Häupten. Verstohlenes Vogelgezwitscher war in der Luft, und die Geräusche der Großstadt klangen von fernher wie das gedämpfte Summen einer ungeheuren Orgel.

Arne betrachtete den Alten, der die Augen geschlossen hielt, und dessen Gesicht aus verwittertem Leder zu bestehen schien, und nahm schließlich, einem dunklen Instinkt folgend, neben ihm auf der Bank Platz. Der Alte rührte sich nicht. Er saß da und trank mit tierischem Behagen die Sonnenwärme, als wollte er sie in sich aufspeichern.

Arne griff in die Tasche und zog eine kleine, mit gesalzenen Nüssen gefüllte Fünfcenttüte hervor, wie er sie bisweilen zum Frühstück auf irgendeinem Untergrundbahnhofe zu erstehen pflegte.

Das Knistern des Papiers schreckte den Alten auf. Er hob langsam die Lider und richtete seine erloschenen, tief liegenden Augen mit einem Ausdrucke des Staunens auf Arnes Gesicht. Es waren helle, wasserblaue Augen mit roten Rändern, die von Tränen oder schlaflosen Nächten herrühren mochten.

„Hallo!" sagte Arne und hielt ihm die Tüte entgegen.

Der Alte schüttelte den Kopf, ließ einen verwunderten, tastenden Blick über Arnes Gestalt gleiten und schloß die Augen von neuem. Arne saß stumm und wartete auf irgend etwas. Als der Alte sich nicht rührte, schob er nach einer Weile die Tüte wieder in die Tasche zurück.

Er erhob sich langsam und schlenderte mit einem Gefühl von Mattigkeit in den Gliedern seiner Wohnung zu. Das Erlebnis mit dem Alten hatte ihn irgendwie aufgewühlt und seelisch niedergedrückt.

„Ich gleite herab!" fühlte er immer wieder. „Dieser Schritt, zu dem Klaus Sörensen und die übrigen raten, ist nur der erste Schritt." —

Er trat in die Hausflur, freute sich, Mrs. Radway nirgends anzutreffen, und stieg mit schweren Schritten die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Der schmale Raum war von Sonne erfüllt; ein Fenster war in die Höhe geschoben und ließ die lichte Wärme des Frühlings hineinfluten.

Arne setzte sich auf das Bett und stützte nachdenklich den Kopf auf die geballten Fäuste. Ist der Whisky schuld daran? Ich werde von heute an keinen Whisky mehr trinken. Ich verliere mich sonst. — Wer hat übrigens davon gesprochen, daß ich mich verlieren würde? — Doktor Mertz? Er mußte lachen, ohne recht zu wissen, worüber. Es erschien ihm in diesem Augenblicke unbeschreiblich komisch, daß Doktor Mertz in einem kläglichen Hotel in der Broadway saß und Zeitungsausschnitte über Melisse de Boor sammelte. Was nützten einem die Zeitungen? Was nützten einem die Abbildungen von Athertons Landhaus bei San Diego? Begriff der gute Doktor nicht, wo der Hase im Pfeffer lag?

„Ein Mann kauft eine Frau —," hatte er gesagt. Well, warum mußte ausgerechnet Atherton der Mann sein, der die Frau kauft?

Wenn Melisse also käuflich war, dann hatte es auch einen Sinn, Drogen nach Chikago zu schmuggeln. Alles hatte einen Sinn, wenn man an Melisse dachte. Arne saß auf seinem Bette und blickte mit verlorenem Lächeln auf den Sonnenstreifen, der durch das geöffnete Fenster fiel.

Big money, hatte Uduch gesagt. Arne bewegte die Hand, als ob er die Bewegung nachahmen wollte, mit der der Kroat gegen seine Brusttasche geschlagen hatte.

Big money —.

Ein sonderbarer widerwärtiger Geschmack lag mit einem Male auf seiner Zunge. Er erhob sich langsam, öffnete den schmalen Wandschrank und griff nach der halbgeleerten Whiskyflasche.

„Ich muß Geld verdienen, um Melisse zu besitzen," dachte er, während er den Schnaps hinunterstürzte. Aber der widerwärtige Geschmack auf seiner Zunge blieb. Arne sah plötzlich die erloschenen wasserhellen Augen des Alten von der Bank im Crotona-Park vor sich. Diese Augen erinnerten ihn an irgend etwas. — Ja — sie erinnerten an die Augen der Küstenleute, daheim, die es gewöhnt sind, tagaus, tagein in erloschener Sehnsucht auf das Meer hinauszustarren.

Arne stieß die Flasche zurück und vergrub das Gesicht in den Händen. Kindheitserinnerungen fielen über ihn her. Er drückte die geballte Fäuste gegen die Augen und fühlte, wie sein Körper von einem heftigen, lautlosen Schluchzen erschüttert wurde.

XIV.

Als Arne wenige Tage später, mit einem kleinen, aber gewichtigen Handkoffer beladen, die Sperre der

Pensylvania-Bahnhofes passierte, bemerkte er etwa fünf Schritte hinter sich einen schlanken, blassen Herrn mit dunklen, ein wenig stechenden Augen und zurückgekämmter Künstlermähne, der Arnes Bemühungen, sich der farbigen Kofferträger zu entledigen, mit leisem, spöttischen Lächeln verfolgte.

Es lag etwas Vertrauliches in dem Lächeln des Fremden, das irgendwie Arnes Aufmerksamkeit auf sich zog. Auch erinnerte er sich dunkel, dem Fremden auf seiner Fahrt zum Bahnhofe in der Subway gegenüber gesessen zu haben.

„Vielleicht ist er mir auf dem Schiffe schon einmal begegnet," dachte Arne und fühlte eine leichte Unsicherheit, die merkwürdigerweise weniger dem Gedanken an den Inhalt seines Koffers als der Erinnerung an seine unregelmäßige Einwanderung entsprang.

Er erschrak daher unwillkürlich, als der Fremde, wenige Minuten, nachdem Arne im Pullmanwaggen Platz genommen und den Koffer zwischen sich und dem Fenster verstaut hatte, plötzlich wieder auftauchte und mit einer Miene ruhiger Selbstverständlichkeit den gegenüberliegenden Sessel mit Beschlag belegte.

Arnes Blicke schweiften durch das Fenster, sahen die aufflammenden Lichter der Tunnelschächte, die der Zug durchfuhr, und kehrten eine Minute später wieder zu dem Fremden zurück.

Es war ein regelmäßiges, sympathisches, von einem graumelierten, spitz geschnittenen Vollbarte halb verdecktes Gesicht, dem nur der flackernde Glanz der stechenden Augen etwas Beunruhigendes und Unstetes verlieh. Uebrigens schien der Fremde von Arnes Anwesenheit nicht die geringste Notiz mehr zu nehmen. Er hatte eine französische Zeitung entfaltet und begann eifrig zu lesen. Arne bemerkte einen großen, auffallend geschnittenen Saphir an seinem Ringfinger.

„Es ist unmöglich, daß ich diesem Menschen auf dem Schiffe begegnet bin," überlegte er. „Es ist unmöglich, daß eine Physiognomie wie die seinige dem Gedächtnis entgleitet, um nur gelegentlich wieder darin aufzutauchen. — Nein, ich kenne ihn nicht. Wahrscheinlich ist es eine Aehnlichkeit, die mich auf Augenblicke irregeführt hat. — Ja, nun weiß ich es; es ist eine gewisse Aehnlichkeit mit Doktor Mertz vorhanden. Wenn man sich diese Augen hinter einer grauen Brille vorstellt —."

Arne schüttelte mit einem halb unwilligen Lächeln den Kopf. Was kümmerte ihn Doktor Mertz in diesem Augenblick, da er dem Wiedersehen mit Melisse entgegenfuhr? Was kümmerte ihn in diesem Augenblicke die ganze Welt?

Arne blickte in die dunkelnde Landschaft hinaus und lauschte dem Rauschen der Räder, in dem unaufhörlich Melisses Namen zu summen schien. Da er müde zu werden begann, zog er eine Nummer der „Daily News" aus der Tasche, die er vorhin auf dem Bahnhofe erstanden hatte. Er betrachtete die Frauenköpfe und fühlte sich enttäuscht, weil keiner von ihnen eine Aehnlichkeit mit Melisse aufwies. Es waren puppenhaft schöne oder dämonisch interessante Frauen. — Frauen, die ihre momentane Berühmtheit der Bühne, dem Film oder sensationellen Prozessen verdankten. Eine Tänzerin wollte vor Gericht den Beweis erbringen, daß ein vielfacher Millionär der Vater ihres außerehelichen Kindes wäre; eine Schauspielerin von sanftem Gesichtsausdruck hatte ihren Geliebten erschossen, weil sie erfahren hatte, daß er seit Jahren der Gatte einer anderen gewesen war.

„Ob Melisse einen Mann erschießen könnte?" fragte sich Arne. Nein, Melisse hatte mit dieser jungen sanften Schauspielerin nichts gemeinsam. Melisse würde niemals aus Eifersucht töten. — Aber aus Haß?

Hatte Doktor Mertz nicht davon gesprochen, daß Melisse Atherton haßte? Und daß er, Doktor Mertz, eine Katastrophe befürchtete? Arne schüttelte mit überlegenem Lächeln den Kopf. Trotzdem fühlte er sein Herz klopfen. Seine Finger, die die Zeitung hielten, zitterten leise, und plötzlich verwandelte sich das sanfte, blond umrahmte Gesicht in Melisses Antlitz.

„Found guilty —," las er mechanisch. „Found guilty —."

Er schloß die Zeitung und legte sie mit zitternden Händen neben sich auf das Polster. Als er aufblickte, bemerkte er, daß der Fremde ihn beobachtete. Jetzt lächelte er und streckte mit einer kurzen Höflichkeitswendung die Hand nach der Zeitung aus, die Arne soeben zur Seite geschoben hatte. Arne reichte sie ihm.

Der Fremde dankte und begann sofort schweigend zu blättern.

„Vielleicht ist er ein Detektiv, dem mein Koffer verdächtig erscheint!" dachte Arne, obwohl irgend etwas in ihm sich gegen die Annahme sträubte.

Der Zug brauste zwischen Felswänden dahin, die schwarz und steil in die unvermittelt hereinbrechende Dunkelheit hineinwuchsen. Arne betrachtete seinen Koffer und bemühte sich, nicht vor der Zeit schläfrig zu werden. Aber allmählich breitete sich etwas wie ein dünner grauer Schleier über sein Gehirn. Alle Gegenstände hinter diesem Schleier erschienen blaß und fern. Dann aber hob sich deutlich ein Gesicht aus dem Schleier. Es glich dem Gesicht von Madame Hélène — dann dem von Bessie Osam. Dann trug es plötzlich Melisses Züge — und sie lächelte auf eine fremde und merkwürdig sanfte Art — und nun war es auf einmal das Gesicht der jungen Schauspielerin aus den „Daily News", die des Mordes an ihrem Geliebten schuldig gefunden worden war.

Arne fuhr in die Höhe. — Der Schleier versank, und er sah seinen Koffer unberührt neben sich auf der Erde stehen. Der Fremde, der soeben noch die Zeitung gelesen hatte, war verschwunden.

Arne sah, daß der größte Teil der Betten fertig hergerichtet war, und ließ sich von dem Neger sein Lager zeigen. Das obere Bett war bereits belegt und Arne kroch durch einen Spalt des geschlossenen Vorhangs in das untere. Er bettete den Koffer unter sein Kopfkissen und versuchte, in einer unbequemen, halbhockenden Stellung Schlaf zu finden. Als es nicht gelang, schob er den Vorhang von dem schmalen Seitenfenster zurück und blickte in die Nacht, die sich frühlingsblau und mondklar über dem schweigenden Lande wölbte. Er dachte wieder an Melisse, aber seltsamerweise war Melisse ihm in dieser Nacht sehr fern. Die stille Nacht war so feierlich; eine eigentümliche, ein wenig wehmütige Romantik lag über dieser Landschaft, die gleichzeitig frühlingshaft und herbstlich anmutete. Arne wünschte, daß der Zug hielte und daß er irgendwo in die Schluchten dieser Berge flüchten könnte, die im silbrigen Nebel der Ferne verdämmerten. Er malte sich aus, daß es schön sein müßte, auf einer Farm zu arbeiten, den Duft der Erde zu atmen und abends todmüde auf sein Lager zu sinken, daß man Melisse vergaß. — Aber der Zug brauste weiter; er glitt erbarmungslos bestimmt vorgezeichneten Zielen entgegen —, hatte nicht das ganze Leben solche bestimmt vorgezeichnete Ziele? War es nicht Arnes Schicksal, daß er Melisse de Boor begegnete, und darum heute mit einem Koffer voll Cocain und Opium nach Illinois fuhr?

(Fortsetzung folgt.)

Verlorene Zeit.

Verlorene Tage, verlorene Stunden,
Anwachsend zu Jahren nie wieder gefunden!
Stunden der Krankheit, Stunden der Nacht,
Stunden, bei flachen Festen verbracht.
Stunden, vergeudet in fruchtlosem Träumen,
Bei schlechten Büchern schlechtes Versäumen,
Stunden tatlos wehleidiger Klage — —
Verlorene Stunden, verlorene Tage.

Lilli Langerhank.

Die Mutter der Kemskys.

Von Maxim Gorki.

Ich kam abends in die Stadt; die roten Wolken schimmerten über den Dächern, in der beweglichen Luft hing ein rötlicher Staub. Es war Samstag, in der Kirche läutete man zur Abendandacht. Aus dem Garten dieser kleinen, armseligen Kirche, die in eine Sackgasse gezwängt und von Steinhäusern umbaut war, jagte ein barfüßiger, bärtiger Mann ein Schwein und sieben bunte Ferkel mit einem Stock heraus. Gegenüber der Vorhalle der Kirche stand wie festgewurzelt eine Frau in schwarzem Kleid und schwarzem, abgenutztem Tuche. Sie zählte sorgenvoll Kupfergeld. Sie zählte es, legte es in Häufchen auf die Handfläche, schaute auf in den verstaubten Himmel, auf die bläuliche Spitze des Glockenturmes, und, die dicken, dunklen Lippen aufwerfend, begann sie wieder zu zählen.

Ich ging in die Schenke, bat um eine Flasche Bier und, aus dem Fenster blickend, dachte ich nach: Was ist zu verdammen, was zu segnen?

Ich bin noch jung, und im Suchen nach einem sicheren Gleichgewicht schaukle ich nach allen Seiten. Mir scheint, als reize mich das Leben sinnlos, indem es mir seine ekelhaftesten Grimassen zeigt. Was vernünftige Leute mir zu segnen raten, ist langweilig, farblos und tot. Was man mir aber zu verdammen empfiehlt, gerade das gefällt mir.

Im allgemeinen verstehe ich gar nichts. Manchmal scheint es mir, als wären in meinem Kopf überhaupt keine Gedanken, als sprängen darinnen bunte Kugeln wie Staub in der Luft. Am schlimmsten aber ist es, daß ich am wenigsten jenen weisen Menschen glaube, die behaupten, daß gerade sie alles verständen. Mir ist es schwer und dumpf zumute, wie einer Fliege, die mit dem Kopf gegen das Glas im Fenster stößt, als ob dort nichts wäre, und doch ist es undurchdringlich.

Ueber die menschenleere, langweilige, reingefegte Straße geht eine merkwürdige Alte. In ihrem Gang ist etwas Vogelhaftes, Fliegendes, Tänzelndes, sind plötzliche, ungerechtfertigte Verrenkungen und Verbiegungen; bei einer Begegnung mit Menschen erschrockene Sprünge nach rückwärts und zur Seite. Und auch die Menschen prallen von ihr zurück, sehen sie von der Seite an, und ihre Gesichter werden finster. Wahrhaftig, dieser Gang erinnert an den kapriziösen, fröhlichen Flug einer Schwalbe; die Aehnlichkeit mit einem Vogel wird noch durch die bunten Fetzen verstärkt, die ihr zartes Figürchen umflattern. Sie ist ganz in Lumpen gehüllt, auf dem grauen Haar ihres Vogelkopfes flattern wollene Bänder. Der Kopf selbst dreht sich unruhig auf dem dünnen Hals hin und her, die spitze Nase scheint etwas zu erschnuppern, der kurze Unterkiefer bewegt sich unaufhörlich, kaut die Luft. Auf der dunklen Haut des Kinnes bäumen sich graue Haare. Unter dem Rock, der, scheinbar absichtlich, reichlich mit bunten Flicken geschmückt ist, sieht man schmutzige, nackte Füße. Sie gleichen Pfoten eines Tieres, ebensolche Pfoten greifen nach Laternenpfählen, den Zäunen und den Mauern der Häuser.

Wenig Menschliches ist in diesem sonderbaren Geschöpf, es erinnert an einen Alp, eine gräßliche Phantasmagorie, und die Augen, tief in schwarze Höhlen versteckt, unter borstigen, böse sich vereinenden Brauen scheinen blind. Jetzt geht sie über die Straße, springt in die Höhe, weicht zurück, kommt am Fenster vorbei.

Ich frage den Wirt: „Wer ist das?"

„Die Mutter der Kemskys," erwidert er mit dem Stolz, mit dem man in der Provinz über die Denkmäler berühmter Männer spricht, in Simbirsk über Karamsin, in Kasanj über Derschawin.

Der Wirt ist ein alter Mann, satt, mit dem glatten Gesicht eines Schauspielers oder Kochs. Er hat falsche Zähne und lacht liebenswürdig ein goldenes Lächeln.

Trotzdem ich ihn nicht darum bitte, erzählt er mir lebhaft und mit Vergnügen, fast mit Bewunderung von der „Mutter der Kemskys".

„Ein gewisser Kemsky, ich glaube, er war ein Graf, kam als junger Mann von irgend woher aus dem Ausland, um seinen Stiefvater zu Grabe zu tragen. Er begrub ihn, verliebte sich in eine Schauspielerin, vergeudete rasch das ererbte Gut und schoß sich, da es ihm schien, als verlohne sich ein solches Leben nicht, eine Kugel in den Mund. Seine Zunge wurde dadurch herausgerissen, sein Hals durchbohrt, aber er blieb am Leben. Er war stumm, sein Kopf hing ihm zur Seite. Als er schwer verwundet in seinem alten Herrenhause lag, kam ein Mädchen zu ihm, eine Verwandte seines Stiefvaters. Sie pflegte ihn, und in den elf Jahren ihres gemeinsamen Lebens brachte sie ihm fünf Kinder zur Welt.

Während Kemsky lebte, sorgte sie für ihn und die Kinder, indem sie mit Klavier- und Zeichenstunden Geld verdiente, überdies wurden Möbel und anderer Besitz verkauft. Als Kemsky starb, waren die dreizehn Zimmer des zweistöckigen Hauses vollständig wüst und leer. Die Mutter zog sich mit den Kindern in einen kleinen Raum zurück."

Mit strahlendem Lächeln sprach der Wirt weiter: „Alles hat sie verkauft, die Kinder schlafen auf dem Boden, sie selbst wälzt sich auf dem Boden, manchmal stehlen sie irgendwo Stroh oder Heu. Ganz verwildert sind sie . . ."

Der Wirt war begeistert und sprach mit fettiger Stimme: „Keine Spiegel sind dort, nichts! Die Leute fragten sich interessiert: „Wozu hat sie all die Qualen auf sich genommen? Die Familie, sagt sie, muß man unterstützen. Es ist unmöglich, daß eine solche Familie ausstirbt. Die Kemskys haben schon zu wiederholten Malen Rußland gerettet." Selbstverständlich ist das dumme Phantasie. Wovor soll man Rußland retten? Rußland kann keiner rauben, keiner stehlen; Rußland ist kein Pferd — die Zigeuner werden es nicht stehlen.

Achtundzwanzig Jahre lang lief sie durch die Straßen der Stadt, die „Mutter der Kemskys". Wie eine knochige, zerlumpte, hungrige Wölfin lief sie umher, schob ihre Kiefer vor und zurück, murmelte immer etwas, als ob sie betete, und war doch so böse

Alles an ihr war so zerschlissen und zerrissen, so verwildert war sie, daß die „anständigen Leute" sie nicht mehr zu sich ließen. Sie konnte keine Stunden mehr finden. Da sie aber wollte, daß die Kinder satt würden, stahl sie Gemüse in den Gärten, fing Tauben und Hühner. Im Sommer sammelte sie Sauerampfer, eßbare Wurzeln, Pilze und Beeren. In den Winternächten, in Schneestürmen ging sie in den Wald, um Holz zu stehlen, brach Bretter aus den Zäunen, um wenigstens in ihrem Hause einen Ofen heizen zu können. Die ganze Stadt wunderte sich über diese unverwüstliche Energie der „Mutter". Man verfolgte sie sogar wegen ihrer Diebstähle nicht.

Manchmal verprügelte man sie ein wenig. Aber zur Polizei brachte man sie nie. Man bedauerte sie.

Unsere Leute staunten alle, daß sie nicht bettelte. Man achtete sie sogar deshalb. Aber niemand half ihr."

„Warum nicht?" fragte ich.

„Wie soll ich es Ihnen erklären? Ich denke, weil sie sehr stolz und schlecht ist. Man wollte sehen, wie lange dieser Stolz standhalten würde. Vor vier Jahren aber begann man, ihr Almosen zu geben. Jetzt hat sie ganz den Verstand verloren. Und was, glauben Sie, hat sie jetzt für eine fixe Idee? Ihre Kinder! Denken Sie doch. „Meine Kinder," schreit sie, „sind zum Regieren geboren. Boris ist polnischer König, Tima ist bulgarischer König, Sascha ist griechischer König!" So schreit sie! Und wir, wir verprügeln diese Könige! Sie sind ganz wie die Mutter — Diebe! Boris ist überdies bucklig. Er fiel als Kind aus dem Fenster. Timofei ist ein Dummkopf, Alexander taubstumm und der Jüngste eine Mißgeburt. Und alle sind Diebe. Boris ist ganz besonders frech. Nur der Aelteste, Kronid, ist ein ordentlicher Mensch geworden, Fleischhauer ist er und arbeitet im Schlachthof. Er ist still und bescheiden und schämt sich seiner Mutter und Brüder, wohnt nicht mit ihnen zusammen, will sie nicht kennen. Und die Mutter läuft, huscht, überall umher, sucht Futter für ihre Schmarotzer. Merkwürdig ist sie. Sogar der Erzbischof wunderte sich. „Die hat eine unversiegbare Geduld," sagte er. „Lernt bei ihr!" Und wenn man ihr Almosen geben will, muß man überdies wissen, wie das anzufangen ist. Sie fürchtet die Menschen, weist sie ab, und schreit: „Weg, weg von mir!"

Der Kanarienvogel sang ohrenbetäubend und überraschte durch die Kraft, die unter seiner geringen Zahl gelber Federn, winziger Muskeln und feiner dünner Knochen verborgen war. Der Gesang des Kanarienvogels erinnert mich immer an den schluchzenden Schrei des Esels.

Der Wirt ist herzensgut, spricht gern und ist verwundert über die Behaglichkeit seines Daseins. Ich hatte nicht einmal bemerkt, daß er die Geschichte der „Mutter" unterbrochen hatte und von sich selbst zu erzählen begann.

Das Schicksal bezahlte mir immer pünktlich jede Unannehmlichkeit mit einem Vergnügen. Mit meiner Frau lebte ich siebzehn Jahre lang und war mit ihr ein Herz und eine Seele. Aber so lange sie lebte, hatte ich Zahnschmerzen. Man riß mir die Zähne; man zog sie mir der Reihe nach — und immer noch taten mir welche weh! Als aber die Frau starb — im selben Jahre noch — hörten sie auf zu schmerzen. Es gibt also ein Gleichgewicht der Ereignisse. Klagen wäre Sünde..."

Er hatte, wie es scheint, vergessen, daß er künstliche Zähne trug. „Schauen Sie, schauen Sie: dort schleppt sich der polnische König! In der Mitte der Straße bewegte sich auf krummen Beinen ein großer Haufen Stroh. Den Menschen sah man nicht darunter, nur dünne Spinnenbeine. Das linke Hosenbein war zerfetzt und ein nacktes, verkrüppeltes Knie war sichtbar.

„D-a-a," sagte der Wirt und lacht ein höfliches Lachen: „He, he, he, he..."

..Nacht. Durch die Bäume sieht man das Fischauge des Mondes und einige weit voneinander entfernte Sterne. Die Telegraphendrähte singen. Die bläuliche Luft über meinem Kopf riecht nach Staub und nach etwas Faulem.

Vor mir steht ein dreistöckiges Haus mit drei verfallenden Säulen an der Vorderfassade. Im oberen Stockwerk klaffen die Fenster, die Fensterrahmen sind ausgebrochen, desgleichen ein Teil der Ziegel. Die Fenster sind zackige, zerbrochene Löcher und es scheint, als kröche eine dichte Finsternis mit eisig kalter Hand auf die Straße. Rund um das Haus ist nichts: kein Zaun, keine Dienergebäude. Vom breiten Tor sind bloß die Pfeiler aus zerbrochenen Ziegeln stehen geblieben. Das Haus scheint aus der Stadt in eine Wüste geworfen.

Fünf Fenster, zwei von ihnen ohne Rahmen, sind mit Ziegeln vermauert. Durch das trübe Glas eines der drei Seitenfenster leuchtet als roter Fleck eine Lampe. Dieses Fenster ist trotz der Schwüle geschlossen, und von außen sogar mit einem Brett verschlagen. Scheinbar ist der Fensterrahmen verfault; man kann es nicht öffnen.

Hinter dem Fenster Lärm. Er hört sich an wie Hundegebell und Geheul. Jemand scheint zu weinen. Zwei Stimmen schreien um die Wette:

„Pick-Bube..."

„Eichel-König..."

„Zwei Kopeken."

„Da — friß . . ."

Aus der Ecke des Hauses kriecht eine gespenstische Gestalt von unbestimmten Formen, scheinbar auf allen Vieren, herv

schaue aufmerksam hin und erkenne die „Mutter der Kemskys“. Sich bückend, hebt sie etwas von der Erde und legt es in ihre Schürze. Man hört sie brummen. Sie kriecht weiter, kommt ganz in meine Nähe, stolpert fast über meine Füße, erhebt sich plötzlich und, mich mit Reisig und Spänen bewerfend, schreit sie: „Ah, ah, Verfluchter . . .“

Das ist ein unnatürlicher, unmenschlicher Schrei; ein Mensch darf, soll nicht so schreien.

In der Nähe gesehen, ist die „Mutter der Kemskys“ klein, wie ein ganz junges Mädchen, wahrscheinlich weil sie nur mit einem Hemd bekleidet ist. Sie bückt sich tief zur Erde nieder, hebt Staub auf und bewirft mich damit und ruft mit gellender Stimme: „Kinder, Kinder . . .“

Ich höre das Schlürfen nackter Füße und entferne mich. Gereizte Schreie folgen mir:

„Schlepp sie weg . . .“

„So eine Närrin . . .“

„Wer ließ sie heraus? . . .“

Eine junge, noch nicht gefestigte Baßstimme stößt die unflätigsten russischen Schimpfwörter aus.

. . . „Es dämmert. Ich sitze auf einer Bank des Stadtparkes. Und so gerne möchte ich jemanden fragen: Wozu gibt es dies alles? Die „Mutter der Kemskys“ und ähnliche Menschen? Wozu gibt es dieses sinnlose menschliche Leid? Wem nutzt es?“

(Mit besonderer Genehmigung des Neuen-Geist-Verlages Leipzig der Zeitschrift „Die Europäische Revue“ entnommen.)

Das Hai—Kai.

Von Franz Blei.

Ich möchte eine neue Seuche ins Land bringen. Ich weiß, das Land braucht Seuchen, kann ohne sie nicht leben, so paradox das klingt. Seuchen kommen aus dem Osten. Auch meine kommt daher. Direkt aber, nicht auf dem Umweg über Amerika, wo man, wie es scheint, nur die dümmsten importiert und weiterziehen läßt. Wie das Kreuzworträtsel. Selbst die passioniertesten Rätsellöser geben die Stupidität dieser Rätselei zu. Sie erklären, der Spaß verminderte sich in dem Maße, als er schwierig und nur mit Hilfe eines Lexikons herstellbar ist. Man sagt, der Tod des Kreuzworträtsels werfe schon seine Schatten voraus, und in einigen Monaten sei es überstanden. Was dann? Denn Seuche muß sein, muß!!! Schrecklich der Gedanke, daß die nachfolgende noch stupider sein könnte, als die eben überstandene. Dem will ich zuvorkommen mit dem Hai-Kai. So heißt das kleinste japanische Gedicht, das dreizeilige. Jedes japanische Mädchen kann solche Hai-Kais herstellen. Warum sollen das unsere Mädchen nicht treffen. Sind doch so keß. Man macht Hai-Kai in Gesellschaft wie ein Pfänderspiel. Man kann, wenn es schon sein muß, zwischen durch immer ein bißchen tanzen. Hier sind einige Muster. Keine original-japanische, sondern, um es deutlicher zu machen, aus dem europäischen Kulturkreis erfundene. Man sieht gleich, worauf es ankommt. Auf ein Bildchen im kleinsten Raum mit einem pointierenden Akzent in der dritten oder auch schon zweiten Zeile. Das ist alles. Aber sehr amüsant. Und schrecklich ansteckend. Eine richtige Seuche. Also: es lebe die neue Seuche des Hai-Kai!

„Bummbrummbummbumm“ brüllt der Expreßzug.
„Gott, haben Sie mich erschreckt!“
Stöhnt im Schlummern der kleine Bahnhof.

Der Regen lacht auf mein Dach.
Der Regen weint an mein Fenster —
Gott! Was soll man glauben?

Sterne am Morgen wie seid ihr bleich!
Es bekommt euch schlecht, o Sterne,
Die Nacht so durchzuschwärmen!

April, verwöhntes Kind, du weinst,
Weil Dir ein Sonnenstrahl
Ins Auge kam, — verwöhntes Kind!

Sag nicht nein! Nicht nein!
Ich weiß ja, was Du willst.
Warum denn lügen?

Es löst an ihrem Seidenstrumpf
Sich langsam eine Masche —
Und menschlich lächelt nun die Wade.

Aus der Faust entschlüpfend,
Die sie fing, die Fliege aufstöhnt:
„Ss, war das ein wüster Traum!“

Wie weit ist doch mein Weg!
Es sind des Nachts die Straßen
Viel länger als des Tags.

Wär nur der Tag um eine Stunde länger
In dieser fünfundzwanzigsten
Vollendete ich alles.

Was tat Pat eigentlich?

Irische Humoreske.

(Nachdruck verboten.)

Pat, ein Ire, wünschte eine Lohnerhöhung zu bekommen. Er hatte schon mehrere Jahre seinem Herrn und Meister treu und ehrlich gedient, ohne bis jetzt eine Erhöhung erhalten zu haben. Endlich brachte er denn seinen Entschluß zur Ausführung und bat seinen Meister um mehr Lohn.

Derselbe hörte ruhig den Worten Pats zu, und er wußte auch, daß diese nicht unberechtigt waren. Demgegenüber aber stand der augenblicklich schlechte Geschäftsgang.

„Setz' dich, Pat,“ sagte er freundlich.

Der Meister sah eine Weile in den Kalender und machte sich einige Notizen. Dann wandte er sich wieder Pat zu.

„Nun, Pat,“ sagte er. „wenn du es verdienst, wird es mir eine große Freude sein, deiner Bitte nachzukommen.“

„Schön,“ rief Pat erfreut und hielt schon seine Hand auf.

„Warte nur noch einen Augenblick. Das Jahr hat 365 Tage, nicht wahr?“

„Ja!“ antwortete Pat.

„Nun wohl. Du schläfst jeden Tag acht Stunden, das ergibt 122 Tage im Jahre, ziehe die ab von 365, und es verbleiben noch 243, nicht wahr?“

„Gewiß!“ stimmte Pat zu.

„Weiter hast du jeden Tag acht Stunden frei, macht 122 Tage im Jahre, nicht wahr?“

„Ja!“ erwiderte Pat etwas zerstreut.

„Wenn du diese wieder abziehst von den 243, dann bleiben nur 121 Tage übrig. Und wenn du davon die 52 Sonntage in Abzug bringst, erhalten wir 69 Tage; du arbeitest doch Sonntags nicht?“

„Nein,“ antwortete Pat, der immer mehr verwirrt wurde.

„Dann müssen wir noch 14 Tage Ferien abziehen, die du jedes Jahr hast, dann behalten wir nur noch 55 Tage übrig. Ferner arbeitest du auch Samstags nachmittag nicht, so daß noch 26 Tage abgezogen werden müssen. Was bleibt dann noch übrig?

„29 Tage,“ antwortete Pat, nachdem er dies im stillen ausgerechnet hatte.

„Nun hast du noch täglich 1½ Stunde frei, um essen zu gehen, das ergibt im Jahre 28 Tage.“

Pat nickte, sprechen konnte er nicht mehr.

„Und wenn ich dann noch daran erinnere, daß ich am St. Patrickstage immer freigebe, findest du dann, daß du noch ein Recht auf Lohnerhöhung hast?“

Pat erhob sich, kratzte sich hinterm Ohr und murmelte, indem er das Bureau verließ:

„Zum Kuckuck, ich habe nie gewußt, daß ich ein solcher Faulenzer bin.“

Fröhliche Ecke.

Ein asiatischer Fürst, um seine Meinung über den Wein befragt, sagte einst:

„Ich denke, der Wein ist ein Gemisch aus Weiberherzen und Löwenherzen; denn hab' ich Wein getrunken, kann ich ohn' Aufhören reden und hätte dauernd Lust, mich mit meinen Feinden zu schlagen.“

*

Bei einer fröhlichen Tafel fragte man einen Witzbold, warum man gerade mit dem Weine anstoße, und nicht mit dem Bier usw. Der Gefragte erwiderte: „Weil im Weine Wahrheit liegt, und mit der Wahrheit stößt man immer an.“

*

Kunde (zum Weinhändler): „Der Wein, den Sie mir gestern verkauften, ist zu einem bestimmten Familienfeste besonders geeignet.“

Händler: „Ach, was Sie sagen. Zu welchem denn?“

Kunde: „Zur Taufe.“

*

Weinhändler: „Sehen Sie, bei einem so großen Geschäft, wie meinem, ist die Hauptsache, daß man die Leitung fest in der Hand hat.

*

Der Weinhändler Streckebach kam zum Sterben. Da versammelte er seine Söhne um sein Lager und sagte: „Bevor ich von hinnen gehe, muß ich euch noch ein wichtiges Geschäftsgeheimnis mitteilen, dem ich in meiner langen Praxis auf die Spur gekommen bin: Man kann aus Trauben auch Wein machen!“

*

Weinwirt (zum Kunden) der sich über den hohen Preis beschwert): „Was glauben Sie, bei dem Wein setz' ich noch zu!“

Kunde: „Gewiß, ich habe es gleich herausgeschmeckt.“

*

A.: „Wenn einmal ein paar Jahre lang kein Wein mehr wächst, was fangen dann die Weinhändler an?“

B.: „Nun, die freuen sich natürlich, daß sie ihren schlimmsten Konkurrenten losgeworden sind!“

*

Johann, das alte Faktotum des Apothekers, zog in die große Stadt, um die letzten Lebensjahre im Kreise der Enkel bei seiner Tochter zu verbringen. Nach einigen Jahren beschloß er jedoch, seinen alten Wirkungskreis noch einmal besuchsweise wieder aufzusuchen. Der Apotheker war hocherfreut und bewirtete Johann aufs Beste. Beide erzählten sich bewegt von früheren Zeiten. „Ja, ja,“ sagte der Alte immer wieder, „das war 'ne schöne Zeit. Ja, ja, Herr Apotheker, und am schönsten war es immer, wenn wir zusammen im Keller saßen und den Malaga machten. Ja, wirklich, das war 'ne schöne Zeit.“

*

Lehmann: „Ihr Weinhändler seid doch nur zum Unsegen auf der Welt. Mein Schwiegersohn trinkt wahnsinnig und macht seine ganze Familie unglücklich.

Weinhändler: „Freund, schick mir den Mann her! Ich will ihm im Vertrauen sagen — und er wird nicht mehr trinken.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.